

(Nachdruck verboten.)

24]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Seien Sie möglichst kühl und zurückhaltend,“ raunte Steinert Kexler zu.

Der nickte nur.

Ein elegant aussehender Herr mit einem sorgfältig gezogenen Scheitel kam ihnen auf der Schwelle entgegen.

„Freut mich — freut mich ungemein!“ sagte er zu Kexler und reichte ihm kordial die Hand. „Habe viel von Ihnen gehört — sind ja über Nacht eine Verühmtheit geworden!“

Er schien es ganz natürlich zu finden, daß Kexler auf diesen Redeschwall nicht antwortete, denn er wendete sich sofort an Steinert, den er vertraulich auf die Schulter klopfte.

„Sie kommen ein bißchen spät, mein Lieber,“ meinte er im Tone des leichten Vorwurfs. „Tut nichts — tut nichts — ich weiß — dringende Geschäfte — der Mensch kann nicht immer, wie er will. Uebrigens gestatten Sie, daß ich die Herren miteinander bekanntmache.“ Er wies auf einen großen, härtigen Mann, der im Hintergrund des Bureaus stand. „Herr Baumeister Kexler, Herr Steinert — Herr Ziegeleibesitzer Braumann!“ stellte er vor.

Bei dem Worte „Ziegeleibesitzer“ sahen sich Kexler und Steinert wie auf ein Zeichen an.

Herr Frenzel hatte diese Wirkung offenbar vorausgesehen; denn er lächelte geheimnisvoll.

„Also Sie entschuldigen mich, lieber Herr Braumann, ich habe mit den Herren etwas Wichtiges zu besprechen. Ist es Ihnen möglich, etwa in einer halben Stunde noch einmal heraufzukommen?“

„Gewiß, Herr Frenzel.“

„Na, dann auf Wiedersehen! . . . Bitte, wollen die Herren nicht Plaz nehmen? . . . Vielleicht eine Zigarre gefällig? . . . Leicht oder schwer?“

Er nahm von seinem Schreibtisch zwei Zigarrentischen, die er öffnete.

„Diese hier kann ich besonders empfehlen, sehr gute Rosa Aromatica! Bifant und doch nicht schwer!“

Steinert bediente sich, Kexler dankte.

„Nun, darf ich wissen, in welcher Angelegenheit die Herren kommen?“ fragte Frenzel harmlos.

Steinert riß seine kleinen Augen weit auf.

„Sie belieben zu scherzen, Herr Frenzel! . . . Ich denke, das ist Ihnen nicht ganz unbekannt!“

„Ja, ja! . . . Gewiß! . . . Immerhin, wir haben doch beide die Angelegenheit erst ganz flüchtig besprochen, mehr pour parler — wie ich sagen möchte!“

Steinert dachte im stillen: Das ist doch die größte Frechheit, die man sich denken kann! Laut aber erwiderte er:

„Falls Sie heute für das Geschäft keine Stimmung mehr haben, ist ja eine weitere Erörterung gegenstandslos. Nach unserer letzten Zusammenkunft . . .“

„Aber ich bitte Sie, mein Lieber, seien Sie doch nicht gleich so heftig! Bei einer so großen Transaktion hat man doch gewisse Bedenken . . . So eine Sache will doch gründlich und reiflich überlegt sein! . . .“

Steinert erhob sich.

„Ich sehe, daß Sie Ihre Meinung geändert haben. Es hat daher wohl keinen Zweck, zumal die Zeit des Herrn Baumeisters ohnehin . . .“

„Nun sehen Sie sich nur diesen Menschen an, Herr Baumeister, als ob ich mit einem Worte angedeutet hätte, daß ich das Geschäft nicht machen will! . . .“

„Die Sache liegt nämlich so,“ antwortete Steinert statt Kexler, „daß uns noch eine andere Offerte vorliegt. Wir stehen dicht vor der Entscheidung.“

Frenzel setzte seinen goldgefaßten Kneifer auf.

„Lieber Herr Steinert,“ sagte er schmunzelnd, „das ist doch ein alter Trick . . . n kluger Mensch wie Sie! . . . Haben Sie so verbrauchte Mittel nötig? . . .“

„Ich möchte unserer Auseinandersetzung doch nicht diese Wendung geben,“ mischte sich Kexler ins Gespräch. „Es steht natürlich bei Ihnen, ob Sie Herrn Steinerts Worten glauben

oder nicht. Ich für mein Teil muß es aber ablehnen, unter solchen Voraussetzungen weiter zu verhandeln.“ Er machte eine Bewegung, als wollte er gehen.

Einen flüchtigen Augenblick fixierte Frenzel den Baumeister. Wollte dieser junge Mensch ihn uzzen?! Dazu war er ein zu alter und zu geriebener Fuchs, um auf derartige Regierkunststücken hereinzufallen. Ein Gemisch von leikem Spott und einer gewissen Unsicherheit beherrschte seine Züge. Er lenkte ein.

„Ich bitte Sie, nicht jedes Wort auf die Waagschale zu legen, Herr Baumeister. Wenn Sie Geschäftsman wären und meine Erfahrungen auf dem Buckel hätten . . . Haben Sie eine Ahnung, was man als Geschäftsman alles erlebt! . . . Im übrigen bin ich nicht abgeneigt, das Geschäft zu machen, vorausgesetzt, daß . . .“

Steinert unterbrach ihn.

„Ich habe dem Herrn Baumeister Ihre Bedingungen bereits mitgeteilt. Ich muß bemerken, daß er dem Ankauf Ihres Hauses sehr skeptisch gegenübersteht.“

„In der Tat,“ ergänzte Kexler schlagfertig, „ich begreife nicht, wie Sie das Objekt so hoch ansetzen können!“

Frenzel lächelte.

„Wenn Sie sich auf den Standpunkt stellen,“ sagte er, „dürften wir kaum zu einem Ergebnis kommen. Zum Vergnügen anderer mache ich selbstverständlich keine Geldgeschäfte.“

Ich muß schließlich wissen, wo ich bleibe. Denken Sie, ich mache ein Fehl daraus, daß ich verdienen will?“

Er zog dabei die eine Spitze seines Schnurrbartes in die Höhe und sah bald auf Steinert, bald auf Kexler.

„Sie wollen also Ihre Forderung nicht ermäßigen?“ fragte der Baumeister.

„Bedauere!“

„Dann bitte ich, unsere Verhandlung als beendet zu betrachten.“

Steinert war starr vor Erstaunen. Er erhob sich vom Sofa. Dieser Kexler verhandelte wie der gewiegteste Kaufmann — mit einer Kaltblütigkeit und Ruhe, die nicht zu erschüttern war. Wer hätte ihm das zugetraut!

„Ich empfehle mich, Herr Frenzel,“ sagte er mit herausforderndem Hohn.

„Nun, so schnell wollen wir doch nicht auseinandergehen . . . Vielleicht findet sich doch noch ein Weg.“

„Ich zahle für dieses verlorene Grundstück nicht mehr als 250 000 Mark — eine Summe, die ich Notabene für lächerlich übertrieben halte. Die Anzahlung beträgt 20 000 Mark, keinen Groschen mehr. Wenn Sie sich auf diese Basis stellen wollen, so bin ich . . .“

„Hören Sie mal, Herr Baumeister, Sie sind doch 'n sehr gescheiter Mensch! Reden Sie nicht, Sie sind 'n sehr gescheiter Mensch . . .“

Kexler machte ein degoutiertes Gesicht.

„Ich bin Ihnen für Ihre schmeichelhafte Meinung sehr verbunden.“

„Können Sie auch! . . . Also ich mache Ihnen folgenden Vorschlag: Haben Sie schon die Steine für Ihr Theater gekauft?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Nun hören Sie mal an: Haben Sie den Mann gesehen, der eben hier war?“

„Aberdings!“

„Schön. Der Mann heißt Braumann und ist Ziegeleibesitzer.“ Er zog Kexler an das Fenster. „Können Sie die Ladungen von Ziegelsteinen da drüben am Salzuser sehen?“

„Gewiß!“

„Nun passen Sie mal auf: Die Steine waren von der Baufirma Angerstein u. Co. bestellt, die vorgestern Konkurs angemeldet hat. Der Mann sitzt jetzt mit der Versicherung da. Er hat das Vergnügen, auszuladen, und weiß nicht, wohin er damit soll. Er kann die Fracht nicht einmal zurückgehen lassen, da die Kähne bereits belegt sind. — Hier haben Sie eine Gelegenheit, spottbillig zu kaufen. Ich habe mit Braumann bereits gesprochen, bevor Sie eintraten. Er ist bereit, zu außergewöhnlich billigem Preise an Sie zu verkaufen . . . Was sagen Sie nun? . . .“

Kexler hatte mit angespannter Aufmerksamkeit zugehört.

Er wollte seine Selbstbeherrschung nicht verlieren, wollte nicht verraten, was in ihm vorging.

„Ich bin Ihnen für Ihr Interesse außerordentlich dankbar,“ erwiderte er kühl, „aber ich verstehe nicht recht, was das mit unserer Angelegenheit zu schaffen hat.“

„Erlauben Sie mal — nehmen Sie mal an, ich kaufe die Steine, dann müßten Sie doch den regulären Preis bezahlen.“

„Das sind für mich zu komplizierte Berechnungen,“ entgegnete Kessler ironisch. „Im übrigen will ich Ihnen, damit wir zu einem Resultat gelangen, insofern entgegenkommen, als Sie meinethalben den Preis für Ihr Haus um zehntausend Mark höher ansetzen mögen.“

„Um zwanzigttausend Mark, Herr Baumeister.“

„Ich denke nicht daran.“

„Dann tut es mir leid.“

„Einigen Sie sich auf die Mitte,“ sagte Steinert, „lassen Sie jeder fünftausend Mark nach.“

Es klopfte an der Tür: der kurzichtige Buchhalter steckte seinen Kopf hinein.

„Herr Braumann ist da.“

„Möchte eine Minute warten.“

Die Tür schloß sich wieder.

„Zwanzigttausend Mark! Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Zünftzhtausend!“ entgegnete Kessler, äußerlich kühl, „ist mein letztes Wort. Ich hätte mich auch dazu nie verstanden, wenn nicht Herr Steinert . . .“

„Das war nur ein Vorschlag von mir, Herr Baumeister. Wenn Sie dagegen sind . . .“

„Schön! Zünftzhtausend Mark!“ schnitt Frenzel ihm das Wort ab.

„Und wann sind die hunderttausend Mark für uns flüssig?“ fragte Steinert.

„Jederzeit. Den Kontrakt schließen wir morgen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Gut. Herr Steinert ist mein Generalbevollmächtigter — seine Abmachungen sind für mich bindend.“

Frenzel verbeugte sich. Dann öffnete er die Tür.

„Bitte, Herr Braumann!“

Der Ziegeleibesitzer trat ein.

„Die Herren sind im Prinzip nicht abgeneigt.“

„Wenn es Ihnen recht ist,“ sagte Kessler, „könnten wir ja die Steine gleich besichtigen. — Bevor ich mich entschließen könnte, müßte ich den Stein natürlich genau prüfen.“

„Darüber ist kein Wort zu verlieren, Herr Baumeister — selbstverständlich!“

„Dann will ich die Herren nicht länger aufhalten — wir sind ja einig,“ sagte Frenzel.

Als sie wieder auf der Straße waren, atmete Kessler tief auf.

Steinert aber warf ihm einen Blick voller Bewunderung zu.

„Sehen Sie,“ unterbrach der Ziegeleibesitzer das Schweigen, „so geht es einem, wenn man Pech hat . . . Ich hätte auf Angerstein u. Ko. geschworen . . . Und jetzt liege ich drin! Ein Glück, daß der Konkurs noch rechtzeitig angemeldet wurde! Zwei Tage später — und meine Steine wären zur Masse geschlagen worden.“

Weder Kessler noch Steinert antworteten.

Sie standen ganz dicht vor dem Ufer, da, wo die Steine abgeladen waren.

„Sehen Sie nur, was das für ein Stein ist,“ sagte Braumann.

Kessler nahm einen in die Hand und unterzog ihn einer genauen Prüfung.

„Der Brand ist leidlich,“ meinte er dann. „Aber das Gewicht.“ Und sich zu Steinert wendend: „Nehmen Sie bloß mal so einen Stein in die Hand. Man spürt ihn kaum!“

Steinert war von diesem neuen Manöver so überrascht, daß er zuerst der Weisung nicht Folge leistete.

Inzwischen hatte Steinert Kessler begriffen.

„Herr Baumeister, da sind Sie wirklich im Irrtum,“ wendete der Ziegeleibesitzer ein.

„Sie haben vollkommen recht,“ sagte er, „der Stein ist für unseren Bau zu leicht.“

Im stillen beschlich ihn ein Gefühl der Angst; dieser Mensch war ihm ein zu gelehriger Schüler.

„Meine Herren, ich erkläre Ihnen, diesen Einwurf hätte ich zuletzt erwartet; ich wünschte, bei jedem Bau würde ein solches Material verwendet werden.“

„Mag sein,“ entgegnete Kessler ruhig, „ich habe ein solches Gefühl der Verantwortlichkeit,“ fügte er hinzu, „daß ich es doch nicht riskieren möchte.“

Braumann wurde ungeduldig.

„So machen Sie wenigstens einen Versuch,“ bat er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Patente.

Mit dem Worte „Patent“ werden im allgemeinen recht unklare Vorstellungen verbunden, größtenteils findet sich jedoch die Meinung, daß der Inhaber oder Besizer eines Patentes, resp. der Erfinder ein sehr genialer und in vermögensrechtlicher Hinsicht sehr beneidenswerter Mensch sei. Beides trifft indessen sehr selten, und auch dann nur bedingt zu. Abgesehen von den Fällen, von welchen der Volksmund sagt, daß auch einmal eine blinde Henne ein Gerstenkorn findet, ist Genialität in dem Sinne, wie es z. B. Lombroso deutet, mehr hindernd als fördernd, wenigstens soweit es den materiellen Erfolg betrifft, denn die Erfindungen, welche wirkliche Genies machen, werden meist erst Jahrhunderte nach dem Tode ihrer Schöpfer realisierbar, während der Erfinder eines neuen Schnapses, sobald ihm noch genügend Geld zur Reklame zur Verfügung steht, unter Umständen sehr schnell Millionär werden kann. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Beschäftigen mit großen Problemen für den unbemittelten Menschen häufiger ein Unglück als ein Glück bedeutet, indem derselbe meist gar nicht über die unbedingt erforderliche Vorbildung verfügt, um neuen Gedanken den richtigen Ausdruck, die richtige Form zu geben, und daneben auch gar nicht oder höchst mangelhaft über das Unterrichtet ist, was auf dem jeweiligen Gebiete vielleicht schon viel besser vorhanden ist. Es geschieht gar nicht zu selten, daß sich im Arbeiterstande verhältnismäßig weit über den Bildungsgrad ihres Kreises hervorragende Menschen mit Ideen beschäftigen, die sie für ganz epochemachend halten, ihnen jahrelang ihr ganzes Denken und womöglich auch ihre ganzen Ersparnisse widmen, die dann aber, wenn sie der Öffentlichkeit übergeben werden, also auf einem Standpunkt angelangt sind, wo der Erfinder Erfolge für seine Bemühungen erwartet, kalt lächelnd als überholt, als wertlos bezeichnet werden. Das bedeutet für den Erfinder dann meist einen Schlag, von dem er sich nicht wieder ganz erholt, der ihm die Lust zu solchen Arbeiten für immer raubt.

Auf der andern Seite hat sich aber auch der Volkswitz und die Satire des Wortes „Patent“ bemächtigt; etwas ganz Widersinniges, ja manchmal geradezu Verrücktes bezeichnet man mit dem Ausdruck „das reine Patent“, und Menschen, welche überall meinen, alt-hergebrachte Methoden oder Einrichtungen verbessern zu müssen, nennt man spöttlich „Patentfrüher“. Im letzteren Falle hat man es mit einer besonderen Form von Größenwahnsinn zu tun, welcher aber, da die davon Ergriffenen sonst ziemlich harmlose Karren sind, als solcher nicht erlankt resp. beurteilt wird.

Was man unter „Patent“ versteht, darüber herrschen heute Meinungsverschiedenheiten kaum noch. Im „Erfinderrecht“ sagt R. Schmeßlik z. B.: „Mit dem Ausdruck „Patent“ wird ein zeitlich begrenzter gesetzlicher Schutz bezeichnet, welche dem Urheber einer im Sinne dieses Gesetzes (des Patentgesetzes) neuen, gewerblich verwertbaren Schöpfung unter bestimmten Voraussetzungen erteilt wird.“ Eigentlich noch verständlicher ist die Definition, welche eine Kabinettsorder vom 27. September 1815 gibt. „Patente sind Berechtigungen zur ausschließlichen Benutzung eines neuen, selbst-erfundenen, beträchtlich verbesserten oder vom Auslande zuerst eingeführten und zur Anwendung gebrachten Industriegegenstandes, welche die Regierung für eine bestimmte Zeit an jeden erteilt, der darum bittet und zugleich erklärt, der Erfinder oder Einführer dieses Industriegegenstandes zu sein.“

Nach diesen Ausführungen haben wir also zwei Begriffe zu unterscheiden: die Erfindung und den durch Gesetz gewährleisteten Schutz zur Ausbeutung resp. Verwertung der Erfindung, das Patent. Wenn auch im Laufe des Bestehens unseres Patentgesetzes sich die Anschauungen darüber geklärt haben, was man eigentlich unter „Erfindungen“ zu verstehen hat, zu einer völligen Klarheit ist es bis heute noch nicht gekommen, es gibt bis heute noch keine auf alle Fälle zutreffende Definition dieses Begriffes, und daraus resultieren bis heute noch mancherlei Unzuträglichkeiten. Fast sämtliche bekannte und auch anerkannte Rechtslehrer haben sich, als die Einbringung des Gesetzesentwurfes betreffend den Schutz gewerblicher Erfindungen die Öffentlichkeit beschäftigte, mit Definitionen abgequält. Nachdem das Gesetz jetzt nur schon eine ganze Reihe von Jahren besteht, brauchen wir uns mit dieser Definition nicht weiter beschäftigen, sondern wollen eine kurze Darstellung geben, welchen Bedingungen eine Erfindung entsprechen muß, wenn die Erlangung eines Patentes möglich sein soll, welche Schritte man zu tun hat, um ein Patent zu erlangen, und, was schließlich die Hauptsache ist, auf welchem Wege man zu einer Verwertung kommt.

„Patente werden erteilt für neue Erfindungen, welche eine gewerbliche Verwertung gestatten“, so lautet § 1 unseres Patentgesetzes. „Neu“ im Sinne dieses Gesetzes heißt: Nirgend offen-

tändig benutzt oder im Laufe der letzten hundert Jahre in einer öffentlichen Druckchrift beschrieben. Es genügt also durchaus nicht, daß der Erfinder die Sache bis dahin nicht getannt hat, es genügt nicht, daß er die Erfindung wirklich gemacht hat. Das mag für den Erfinder recht hinderlich sein, im Interesse der Allgemeinheit ist es jedenfalls notwendig. Das Gesetz bestimmt sogar, daß z. B. ein Verfahren, welches von irgend jemand als Fabrikgeheimnis behandelt, also nicht öffentlich bekannt geworden ist, freies Eigentum des Benutzers bleibt, selbst wenn jemand anders das Verfahren unabhängig davon auch erfindet und zum Patent anmeldet. Dieser Fall bildet also eine Ausnahme von der sonst gültigen Regel, daß die Benutzung eines patentierten Verfahrens nur dem Patentinhaber oder dessen Rechtsnachfolger gestattet ist. Indessen braucht der Erfinder hier nicht allzu ängstlich zu sein, da der auf diese Weise das Verfahren im geheimen vorbenutzende Konkurrent dasselbe nur für seinen eigenen Betrieb in Gebrauch behalten kann, nicht aber die Benutzung anderen gestatten darf.

Der Passus: „Gewerbliche Verwertung“ hat anfänglich viel zu Meinungsverschiedenheiten Veranlassung gegeben; heute haben sich jedoch die Anschauungen soweit geklärt, daß die bloße Möglichkeit der praktischen Ausführung genügt. Es wird nicht verlangt, daß es ein notwendiges Bedürfnis sein muß, welchem durch die Erfindung Rechnung getragen wird, noch daß das technische Ergebnis ein zweckmäßiges, oder praktisch brauchbares sein muß, es ist nur nötig, daß es überhaupt ausführbar ist. Als nicht patentfähig würde danach z. B. die Konstruktion eines Perpetuum mobile angesehen werden, da nach den heute herrschenden Anschauungen ein solches den Naturgesetzen widerspricht.

Hat nun jemand wirklich eine Erfindung gemacht, die den vorstehenden Anforderungen entspricht, so entsteht für ihn die Frage, wie er es jetzt anstellt, ein Patent zu erlangen. Dies richtet sich ganz danach, ob der Erfinder befähigt ist, seine Ideen in Form eines, möglicherweise durch Zeichnungen zu vervollständigenden Schriftsatzes darzulegen, derart, daß mit der Materie vertraute Sachleute instande sind, dieselben zu verstehen, event. das Produkt der Erfindung selbständig nachzubilden. Dieser Schriftsatz wird in doppelter Ausführung nebst Zeichnungen, einmal auf weißem Karton und einmal auf Pausleinwand, dem kaiserlichen Patentamt, Berlin, Luisenstr. 33 nebst einem Begleitschreiben eingereicht, welches den Antrag der Patenterteilung, eine Aufführung der beigegebenen Schriftsätze, Zeichnungen, Modelle u. und eine Erklärung über die Einzahlung der Anmeldegebühr in Betrage von 20 Mark enthält. Man kann schreiben, der Betrag ist gleichzeitig bei der Post eingezahlt oder folgt per Postanweisung. Im letzteren Falle ist es dem Erfinder möglich, einige Wochen Zeit zu gewinnen. Sobald die Anmeldung beim Patentamt einläuft, erhält dieselbe den Eingangsstempel, von welchem Tage an der Schutz gerechnet wird; dieselbe kommt aber nicht eher in den Geschäftsgang, bis die Anmeldegebühr gezahlt ist. Dauert das den Beamten im Patentamt zu lange, so lassen sie an den Anmelder eine Aufforderung zur Zahlung dieser Gebühr abgehen, in welcher gewöhnlich noch eine Frist von 14 Tagen zu gegeben ist. In manchen Fällen genügt die so gewonnene Zeit, einen Interessenten zu finden, aus den man dann gleich die Zahlung der Anmeldegebühr abwälzen kann; gelingt das nicht, so muß man schon selbst in die Tasche greifen, oder, wenn man inzwischen zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Aussichten doch schlechter stehen, als man anfänglich angenommen hat, so kann man auch die Anmeldung, ohne daß man Kosten gehabt hätte, wieder zurückziehen resp. zurückweisen lassen, weil die Anmeldegebühr bis zum angelegten Tage nicht eingegangen ist. Damit ist dann der Vorhang gefallen, der Erfinder sitzt wieder draußen.

Ist die Anmeldegebühr rechtzeitig bezahlt, und genügen die Eingaben äußerlich den gestellten Anforderungen, das heißt: die Schriftsätze sind auf weißem Papier in Kanzenformat (21/33 Zentimeter) mit tiefschwarzer, nicht lebender Tinte geschrieben, die Zeichnungen einmal auf weißem Karton mit chinesischer Tusche und einmal auf Pausleinwand, möglichst koloriert, auch in diesem Format oder einem mehrfachen desselben (42/33, 63/33 usw.) ausgeführt, so wird die Anmeldung derjenigen Anmelde-Abteilung zur Vorprüfung überwiesen, zu welcher sie der alphabetischen Einteilung gemäß gehört. Hier hat nun zunächst ein lebenslanglich angestellter, den Titel Regierungsrat oder Geheimer Regierungsrat führender Beamter, unter Aufsicht eines sogenannten technischen Hilfsarbeiters die eingeschickten Unterlagen auf ihre Neuheit zu prüfen, das heißt, alles bekannt gewordene, aus der gesamten Literatur des In- und Auslandes Erreichbare mit der Anmeldung zu vergleichen und festzustellen, ob nicht schon irgendwo etwas Ähnliches vorhanden ist. Es kommt dabei nicht oft vor, daß nichts zu finden wäre, was, wenn auch nur nach Ansicht des Vorprüfers, einer Patenterteilung entgegensteht. Der Anmeldende erhält dann den sogenannten Vorbescheid. In demselben werden ihm die Gründe, aus welchen der Vorprüfer eine Patenterteilung vorläufig für nicht angängig hält, mitgeteilt unter genauer Angabe etwaiger Literaturstellen, Patentschriften u., zugleich mit dem Bemerkten, daß die Anmeldung als zurückgenommen gilt, wenn den gemachten Einwänden nicht innerhalb einer gegebenen Frist (1—2 Monate) widersprochen ist, eventuell neue Unterlagen eingereicht sind.

(Schluß folgt.)

t. Fischerei und Fischzucht in Japan. In der Ausnutzung des Meeres und seiner natürlichen Schätze für die Volksernährung und den Handel kann das japanische Inselreich noch vielen Ländern zum Vorbild dienen. Allerdings ist es in dieser Beziehung ungewöhnlich begünstigt; einmal durch die große Länge der Küstenlinie und außerdem durch seine Lage im nordwestlichen Teil des Stillen Ozeans, die in vieler Hinsicht vergleichbar ist mit der des durch seinen Fischreichtum berühmten Neu-Fundland im Nordwesten des Atlantischen Ozeans. Namentlich ist es die Bevölkerung der Provinz Hokkaido, also der Insel Jesso und der Inselgruppe der Kurilen, die sich ohne die ungeheure Fischerei gar nicht zu ernähren vermöchte. Die Meeresströmungen treiben hier eine ungewöhnliche Menge von Fischen zusammen. Von Norden werden diese Küsten von einer kalten Strömung bespült, von Osten längs der Kurilen durch eine zweite aus dem Ozean und von Süden durch eine dritte warme Strömung. Unter den Fischen, die dadurch in großen Schwärmen in jenen Gebieten zusammengehäuft werden, sind die wichtigsten der Hering, der Dorsch, der Salm und die Scholle. Die Heringsfischerei steht im Mittelpunkt. Dieser Fisch sucht als Laichplätze mit Vorliebe klippige Stellen im Meer auf oder solche, die stark mit Algen bewachsen sind, ganz besonders wieder die Buchten und Vorgebirge solcher Küstengegenden. Aus diesen Gründen ist der südliche Teil der japanischen Insel Jesso vom Kap Esan am Pacifischen Ozean bis zum Kap Walepina oder Wofui ein wahres Dorado für den Hering, während die mehr flachen und sandigen Gestade anderer Teile der Insel weniger von dem Fisch bevorzugt werden. Dafür aber finden sich dort wieder weiter hinaus ungeheure Ansammlungen von Meeresalgen, in denen die Heringe ihre Eier ablegen. Allerdings müssen die Fischer dann weiter aufs Meer hinausfahren. Der Hering erscheint dort zuerst am Kap Esan im Februar, aber diese Avantgarde der Schwärme ist nicht sehr zahlreich. Das Gros trifft etwa mit Frühlingsanfang ein und verteilt sich dann bald auf mehrere Wänte. Ein Teil wendet sich nach Nordwest, der andere durch die Meerenge Tsugaru. An den felsigen Küsten bringt oft ein einziger Nezzug ungläubliche Fischmengen herauf. Nach der japanischen Statiistik beschäftigt der Heringsfang sich allein 150 000 Menschen und arbeitet mit einem Kapital von über 20 Millionen Mark. Er erzielt jährlich etwa 200 000 Tonnen Fische mit einem Wert von rund 25 Millionen. Der Reingewinn stellt sich zwischen 20 und 40 Proz. Der größere Teil der in Japan gefangenen Heringe wird aber nicht gegessen, sondern in Fischdünger verwandelt. Zu diesem Zweck werden die Fische in großen gußeisernen Behältern gelocht und dann unter eine starke Holzpresse gebracht, wo das Wasser und das Öl aus ihnen beseitigt wird. Der Rückstand wird nun mit Messern zerschnitten oder mit schweren Holzkeulen zerdrückt, endlich auf Matten zum Trocknen an der Sonne ausgebreitet. Die ganze Zurichtung nimmt bei gutem Wetter 3—5 Tage in Anspruch. Der fertige Dünger wird in Säden aus Strohmatte zu je 100 Kilogramm verpackt und dann verschifft. Die zu Nahrungsmitteln bestimmten Heringe werden in drei Teile zerlegt und zum Trocknen an der Sonne aufgehängt. Gewöhnlich wird nur der Rückenteil als Speise benutzt, das übrige gleichfalls zur Düngerbereitung. Die getrockneten Heringe werden in Paketen zu 100 Stück verpackt. Die bei uns häufigste Ausnutzung durch Salzen und Räuchern wird in Japan nur in geringem Umfang ausgeübt. Wie alle Gewerbe in Japan, so hat auch der Heringsfang in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Zum größten Teil ist er der Errichtung der Kolonialregierung in Hokkaido im Jahre 1870 zu danken gewesen. Damals betrug die Erzeugung von Fischdünger knapp 3550 Tonnen, während sie jetzt die gewaltige Menge von 188 000 Tonnen erreicht hat. Nächst dem Hering ist der Lachs der wichtigste Fisch. Nicht weniger als 120 Flüsse und 10 große Seen mit klarem kaltem Wasser dienen diesem Fisch als vorzügliche Aufenthaltsorte, und sicher gibt es mindestens in Ostasien kein Gebiet von größerem Lachsreichtum als die Insel Jesso und ihre Umgebung. Im Monat Mai gehen die jungen Lachse die Flüsse abwärts nach dem Meer, wo sie 6 bis 7 Jahre bleiben, um dann wieder ins Süßwasser zu ihrer Geburtsstelle zurückzulehren. Wenn die Zeit des Laichens gekommen ist, verlassen sie in zwei ungeheuren Truppen die nördlichen Meere. Der eine wendet sich mit der Sachalin-Strömung nach dem Nishitari, dem größten Fluß Japans, der zweite geht mit der Kurilen-Strömung an der pacifischen Küste abwärts. Die größten Laichplätze für Lachse finden sich in der Meerenge und Bucht von Nemuro; gefangen werden sie hauptsächlich während ihrer Wanderung. Mit dem Reiz dürfen die Lachse nur an der Mündung der Wasserläufe gefangen werden. Diese Fische werden meist eingezalzen und nur zu sehr geringem Teil gerauchert. Um 1870 brachte der Lachsfang jährlich rund eine Million Stück, 1890 bereits über eine Million, seitdem ist ein erheblicher Rückgang zu verzeichnen gewesen, obgleich die Regierung und die Fischereigesellschaften sich mit großem Eifer der künstlichen Züchtung des wertvollen Speisefisches zugewandt haben. Die größten Lachszüchtereien, die von der Regierung angelegt worden sind, liegen an einem Zufluß des Nishitari und dehnen sich über eine Fläche von 12 Hektar aus. Die befruchteten Eier werden kurz vor dem Ausschlüpfen nach allen Teilen des japanischen Reiches versandt, jedoch bleiben neun Zehntel für den Nishitari vorbehalten. Außerdem gibt es noch 10 Lachszüchtereien in Privatbesitz. Die Regierung hat für die Ausbrütung von je einer Million Lachs-Eiern eine Prämie im Werte von etwa

100 M. ausgefetzt. Seit 1890 sind im Hahlfaristrom allein etwa 6 Millionen Stück Lachsbrut ausgefetzt worden, und seitdem hat sich der Ertrag des Lachsfanges auch allmählich wieder gehoben. —

Theater.

Neues Theater. Ein Sommernachtstraum. Komödie in 5 Aufzügen von Shakespeare. Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Es war in diesem Winter die zweite Shakespeare-Aufführung des Neuen Theaters. Der bürgerlich-naturalistischen Komödie der „Lustigen Weiber“ folgte die Komödie des heiter-übermütigen Elfenpulvs. Was Merkurio dem schmachtenden Romeo von Frau Mab, der Traumfee, erzählt, die mit ihrem Gespann von Sonnenstäubchen dem Schlafenden quer auf der Nase fährt und die verliebten Hirne mit wunderbaren Träumen neckt, dieser Spott wird hier phantastisch sinnvoll in einer eigenen Märchenwelt lebendig. Ein Geisterböllchen treibt mit den verliebten Leidenschaften seinen Scherz, löst die Gluten, facht sie an und löst den Wirrwarr närrischer Verblendung gutmütig endlich zum Heile aller auf. Der Reiz der Märchen- und Waldespoete vereint sich, fließt zusammen mit einer von aller Bitterkeit befreiten geistvollen Periffage auf den Wankelmut der Herzen, die eigeninnig und doch in ihrem Gegenstand so unbeständige Liebesblindheit. Puck, Oberons, des Elfenkönigs, Liebling, träufelt Blumenjaft in die Augen des schlafenden Lysander, und der Erwachende begreift nicht mehr, wie ihm Hermia, die er in den Wald entführt, je hat gefallen können; jetzt die Lofung Helena, und in eifersüchtigem Wüten eilt er, von den Rufen des schadenfrohen Stobolds geäfft, Demetrius, den ein gleicher Zauber getroffen, nach, den Nebenbuhler zu töten. Titania aber, die zarte Elfenkönigin, erglüht in ihrer Verzauberung gar für den Weber Zettel, den Puck in Eselform verwandelt hat, und preift in schwärmerischer Rede des Langohrs edle Züge, bis Oberon versöhnt sie diesem Wahn entrißt. Auch mit den Menschen meint er es nicht schlimm. Demetrius, den Helena mit ihrer Liebe längst verfolgt, soll ihr gehören; Lysander aber, auf Oberons Befehl zurückverwandelt in seinen alten Seelenzustand, sieht nun in Hermia wieder den Ausbund jeder Schönheit. Die phantastische Komik des nächtlichen Waldspulvs flingt, so überraschend wie lustig, in den Kontrast der derbsten Alltagskomik aus, in die unsterbliche Kuppelkomödie, die Weber Zettel und Genossen zum Hochzeitsfest des Theseus vor dem Herrscher und den Liebespaaren exekutieren. Doch dann ertönt geheimnisvoll noch einmal der Chor des Geisterreichs. Die Gäste verziehen sich, die Lichter verlöschen, Oberons freundliche Elfenfchar hufcht in den Saal und weift das Haus des Neuberwählten dem Frieden und der Freude.

Die Aufführung gestaltete sich zu einem Triumphe Reinhardtscher Inszenierung und Regie. In immer neuen Hervorrufen dankte das Publikum dem Manne, der ihm die wunderbaren farbenfatten Bilder bot. Seit „Bellias und Melisande“ war solch ein Glanz des Malerischen nicht mehr gesehen. Diese mondscneiderhellsten Gaine und Lichtungen, auf deren Hügel wie diamantenes Geschmeide Glühwürmchen leuchteten, schienen in ihrer abgeschlossenen, fremdartigen und doch anheimelnden Schönheit recht der Ort, die Heimatsstätte lustiger Elfen. Da tummelten sie sich, die Großen und die Kleinen, im wechselvollen Spiele, schlangen sich in Ringelreihen, haften und flohen einander. Kaum wunderte man sich noch, als dieser Zauberwald in langsame Bewegung geriet und die ruhende Gruppe Titanias und ihres eselföppigen Geliebten an uns vorüberziehen ließ.

Indessen schien mir, daß Tilla Durieux als Oberon und auch Gertrud Ehsoldt, deren Puck gewiß wieder eine Leistung von hoher Originalität war und den stärksten Beifall erhielt, sich dem Stil des Ganzen nicht völlig einfügten. Einen „täppischen Gesellen“ nennt eine Elfe Puck, und so, nach diesem Worte, spielte die Ehsoldt ihn. Sie war ein Stobold in den Flegeljahren, rotbackig, rothhaarig, schlentrig, voll verstimmteter, jungenhafter, aber gar nicht grazioser Durchtriebenheit, ein Wurf, in dessen Organ der künftige Wagh sich drohlich ankündigt. Die Durchführung war brillant. Aber ich bezweifle, daß sie die Auffassung des Dichters traf. Shakespeare wird, meine ich, nach der ganzen Art, wie er das Elfenvolk gezeichnet, seinen Puck anmutig, flinker, weniger erdenhaft gedacht haben. Die Ehsoldt brachte ein fremdes parodistisches Element in die Figur. Die Anmut Tilla Durieux' war vor allem Anmut der Bewegungen, aber im Zorn und in der Leidenschaft ging sie nach meinem Empfinden über Elfenfitten hinaus, die Stimme erhielt dann einen schrillen, zu dieser Welt fröhlicher Geister nicht harmonisierten Ton. Alexander Gært und Lucie Höflisch, Winterstein und Elfe Heims spielten die nur leicht skizzierten Liebesleute mit frischem Temperament. Sehr fein gelang die Fanzzene der beiden Mädchen. Und daß die Kuppelkomödie, das lustige Trauerspiel von Pyramus und Thisbe brillant herauskam, braucht nicht erst gesagt zu werden. Insbesondere war Georg Engels als Weber Zettel bei prächtigem Humor. —

Aus dem Tierleben.

t. Ueber Ab- und Zunahme der deutschen Vögel erflattet in gewissen Zwischenräumen Wilhelm Schuster unter Mitwirkung anderer Beobachter in der Monatschrift „Der Zoologische Garten“ einen Bericht. Der Feldsperling ist in der Abnahme begriffen. Vom Hausperling wird die auffallende Tatsache verzeichnet,

daß er in der Stadt Berlin und überhaupt dort abgenommen hat, wo elektrischer Bahnverkehr stattfindet. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Gegenden, wo seine Zunahme beobachtet worden ist. In den häufigen Vögeln scheint in allen Teilen Deutschlands der Grünfink zu gehören, der in Sachsen und der Mark eine Zunahme aufweist. Der Nirschnbeißer nimmt in den Wäldern ab und zieht sich gleich der Schwarzdroffel mehr in die Parks zurück, wo er seine Lieblingspreise sicherer findet. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß der Rothhäufing auf den Ostfriesischen Inseln in letzter Zeit außerordentlich zugenommen hat, und zwar infolge der vermehrten Anpflanzung des Seekreuzdorns. Der Fichtengimpel tritt nur als Bagabund auf und bleibt in manchen Jahren ganz aus. Die Goldammer hat auf der Schwäbischen Alb sehr abgenommen, weil die Bauern nicht mehr den ganzen Winter bei offener Scheune mit dem Dreschlegel drehen. Bei Benutzung der Dreschmaschine fällt für diese Vögel nicht genug ab, zumal das Geschäft dann in wenigen Tagen des Herbstes erledigt wird. Die Gartenammer scheint aus dem Rheingebiet ganz verschwunden zu sein, nimmt dagegen in der Mark Brandenburg zu. Die Berglerde, die früher in strengen Wintern im Westen von Berlin ein regelmäufiger Gast war, hat sich jetzt seit Jahren von den Landstraßen ferngehalten, zeigt sich aber im Winter noch immer häufig. Das Vorkommen der Feldlerche scheint im wesentlichen unverändert zu sein, während die Heide-lerche in vielen Teilen Deutschlands stark abgenommen hat. Die Nachtigall ist in Berlin aus der inneren Stadt in die äußersten Vororte hinausgezogen. Aus der Gegend von Kassel wird eine außerordentliche Verminderung der Nachtigallen gemeldet, ebenso aus der Wetterau. Der Kukud nimmt vielfach ab, auf den Friesischen Inseln dagegen zu. Das Rotkehlchen hält sich ungefähr auf gleicher Höhe, wenn auch Schwankungen der Häufigkeit zu verzeichnen sind. —

Humoristisches.

Die Streikenden beim Arbeitgeber. „Was will denn das Gefindel?“

„Wir möchten nur bei Ihnen lernen, Herr Geheirat, wie man das macht, wenn man den ganzen Tag nicht arbeitet.“

— **Geordnete Verhältnisse.** „Sagen Sie, Herr Hauptmann, Tommen Sie denn mit Ihrer Pension aus?“

„Warum denn nicht? Sehen Sie: zweitausend Mark hab' ich Pension, zweitausend Mark verdien' ich mir durch Versicherungen, zweitausend Mark pump' ich mir dazu — und wer mit sechstausend Mark nicht auskommt, der is' n Lump.“

— **Lichtmeß (Ziehtag der Dienftboten auf dem Lande).** Knecht: „So, Nanni, na' hat's dir nimmer g'fall'n auf dein' lezt'n Plaz?“

Magd: „Na, d' Bäuerin is mir z' grob g'wef'n und da Bauer z' freundli.“ —

(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— Von der zur Verteilung an die schweizerischen Schüler bestimmten Ausgabe des „Wilhelm Tell“ sind von den Kantonen im ganzen 194 000 Exemplare bestellt worden. —

— Die Erstaufführung von Sommers „Näbezahl“ im Opernhause ist auf den 13. Februar angefetzt worden. —

— Neue Opern: A. Beweler hat eine neue Oper „Der grobe Märker, Heinrich Zöllner eine Spiel-Oper „Die lustigen Chinesinnen“ vollendet. —

— Von der französischen Südpol-Expedition. Die Korvette „Uruguay“, die am 10. Dezember mit Beamten der neuen meteorologischen Station nach den Süd-Ortney-Inseln abgegangen ist mit dem Auftrage, nach der Charcot'schen Südpol-Expedition zu forschen, ist in Punta Arenas eingetroffen. Von dort meldet der Befehlshaber, er sei bis 61 Grad 57 Minuten westlicher Länge gelangt, ohne etwas über Charcot zu erfahren. —

— Auch Sachsen hat einen Eibenwald. Eine Viertelstunde von der Bahnstation Niederschlottwitz (Linie Mügeln b. Dr. — Gessing). Der stärkste Stamm hat in Brusthöhe einen Umfang von 310 Zentimeter. Der Bestand umfaßt ungefähr 1 Hektar. —

— Eine lustige Berwechslungsgeschichte meldet der „Waldfriedener Anzeiger“: In einer benachbarten Pfarrei brachte ein Bauer ein neugeborenes Kind zur Laufe. Der Pfarrer betrachtete den Täufing und rief erstaunt: „Das Kind ist aber groß!“ — Jetzt stamte auch der Vater, kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Herrschaft, jetzt hab' ich den Jahrling dawischt!“ —

— Um Stahlwerkzeuge weich zu machen, erhitzt man sie langsam in gelindem Holzlohlenfeuer auf Dunkelrotglut und bringt sie dann in einen ringsum doppelwandigen Eisenkasten, dessen ziemlich dick gewählte Doppelwandung mit trockenem Sande ausgefüllt ist. Der Kasten wird luftdicht mit einem ebenfalls doppelwandigen und mit Sand gefüllten Dedel verschlossen, nachdem die Gegenstände in ihn hineingebracht sind, welche sodann bis zum vollständigen Erkalten in der Kiste liegen bleiben. Die Hitze wird in einem derartigen Kasten zurückgehalten, so daß die für ein gutes Ausglühen erforderlichen Hauptbedingungen, nämlich möglichst langames Erkalten bei Vermeidung des Luftzutritts, erfüllt werden. —